

Stefan Slupetzky
Halsknacker

Picus Verlag Wien

Inhalt

Dopplermord
9

Der Mann mit der goldenen Backe
22

Halsknacker
36

Schobers Glückstag
57

Kleine Geschenke der Freundschaft
63

Mein kleiner Münchner Grabgesang
81

Olga
101

Dopplermord

Totenstill durchschneidet sie die Luft, flitzt schlingend an der Fassade entlang. Wäre sie eine jener Kunstspringerinnen, die neuerdings mit ihren seltsamen Luftfiguren den Punkterichtern zu gefallen suchen, sie würde wohl keine allzu hohe Punktezahl erreichen. Aber hier zählen weder Triumph noch Applaus: Sie ist keine Athletin, ihr Bauch alles andere als muskulös, und Publikum hat sich an diesem brütend heißen Sonntag ohnehin keines eingefunden. Fast alle Wiener sind an die Alte Donau gepilgert, in die Lobau oder in dieses neue, erst vorige Woche eröffnete Freibad, das Gänsehäufel, wo es einen eigenen Strand für Naturisten geben soll.

Schamloser Pöbel. Liederliches Lumpenpack.

Pfeilschnell passiert sie jetzt den ersten Stock, das Mezzanin und steuert dem Parterre entgegen, dem Ende ihrer kurzen Reise.

Überhaupt ist es die Zeit der Neuerungen, des Umbruchs in der Kaiserstadt. Eine nervöse, verwirrende, hastige Zeit. Fast so, als hätte die Jahr-

hundertwende alle monarchischen Rösser scheu gemacht. Und wirklich: Erst unlängst hat die letzte Pferdetrampway der Elektrischen weichen müssen, die nun mit ihrem rasenden Tempo die Häuser zum Beben bringt.

Mangelnde Demut. Gottlose Wissenschaft.

Kein Tauchbecken. Kein kühles Wasser, das ihren Sturz entschleunigt, sie schonungsvoll abbremst und unversehrt, kichernd, erfrischt an Land steigen lässt. Nein, nur der Schanigarten des Café City, Ecke Berg- und Porzellangasse. In dem Schanigarten steht ein Tisch, auf dem Tisch ein Krügel Bier, und vor dem Bier sitzt ein Mann ohne Haare, ein Glatzkopf. Fleischblond sagt man neuerdings in Wien dazu.

Die Karambolage ist ein physikalisches Phänomen. Das wird jeder Billardspieler bestätigen. Aber er wird nicht daran denken, dass seine Bälle zerbrechen könnten.

In diesem Fall zerbrechen beide Beteiligten: Der Glatzkopf und sie, die runde, dicke, volle Doppel-literflasche. Sie hat ihr Ziel erreicht, kracht dumpf auf den imaginären Scheitel des Schanigastes und geht ungetrunken, in tausend schillernde Splitter zerborsten, in die Ewigkeit ein.

»Sauerei«, sagt Kollmann anerkennend und betrachtet die Melange aus Knochen, Glas, Gehirn und Wein, die bis in die Mitte der Fahrbahn gespritzt ist.

»Grüner Veltliner«, antwortet Strotzka trocken.
»Schade drum ...«

Sie haben es nicht weit gehabt, die beiden Herren Inspektoren; von der Liesl, dem Polizeigebäude an der Elisabethpromenade, sind es kaum zweihundert Meter zum City. Strotzka und Kollmann legen die Strecke oft mehrmals am Tag zurück – gut gelaunt auf dem Hinweg, besser noch, wenn sie in das Kommissariat zurückkehren. Heute Mittag jedoch sind sie nicht so fröhlich und entspannt wie sonst: Zwar gehört ein honetter Beamter ins Wirtshaus oder ins Café, wenn an einem Sonntag Kaiserwetter herrscht, aber nur, um seinem ärarischen Körper kühles Bier und heißes Gulasch zuzuführen, und nicht, um seiner Dienstpflicht Genüge zu tun. Kollmann wirft einen traurigen Blick auf das halb geleerte Krügel des Toten – es ist der qualvolle Blick des Tantalus.

Strotzka deutet indessen auf die Hausfassade, die über ihnen in den Himmel ragt. »Schau, dort oben, das offene Fenster. Voll in der Lotrechten: ideale Flugbahn quasi ...«

»Dann gemma halt rauf«, seufzt Kollmann.

»Brauchts euch gar nicht erst bemühen ... Da ist jetzt keiner z' Haus ...« Die Kellnerin Marie ist auf die Straße getreten, nachdem sie sich auf der Toilette des City die Tränen getrocknet und das Rouge erneuert hat. Fesches Mädel, die Marie – sie ist sich dessen bewusst. Ein charmantes Zwinkern hier, ein bestrickendes Lächeln da (alles natürlich im Rahmen des Anstands), und die gnädigen Herren Gäste runden das Trinkgeld gleich um ein paar Heller auf. Heute aber ist der Marie überhaupt nicht kokett zumute. Der Anblick der weitgehend kopflosen Leiche hat sich ihr schwer aufs Gemüt gelegt.

»Woher wollen S' denn das wissen, Fräulein Mizzi?«, fragt Strotzka und runzelt die Stirn.

»Ganz einfach: Die Moserin ist seit der Früh in der Servitenkirchen drüben, mit ihrem kranken Töchterl, wie jeden Tag. Und der Moser ...« Marie senkt den Kopf und starrt auf den Boden.

»Der Moser? Was ist mit dem Moser?«

»Der Moser?«, flüstert Marie und deutet, ohne hinzusehen, auf den Toten am Gehsteig. »Der Moser ist der dort ...«

»Alois Moser also«, murmelt Kollmann etwas später und blättert in seinen Notizen, »Winzer und

Grundbesitzer aus Mistelbach. Vor zwei Jahren nach Wien übersiedelt, mit seiner Frau Gemahlin und der Tochter. Was hat er gemacht in der Stadt?»

»Ehrlich g'sagt, gar nichts. Der hat's auch nicht nötig g'habt. Zwei riesige Güter soll er besessen haben, draußen im Weinviertel. Die hat er angeblich verkauft, von einem Tag zum anderen. Ganz im Vertrauen, Herr Inspektor: Der ist nur so g'schwommen im Geld.«

»Ja aber ... Was wollt er dann bei uns in Wien?«, wird jetzt Marie von Strotzka unterbrochen.

»Spekulieren und schwärmen«, gibt sie kurzerhand zurück. »Spekulieren drüben an der Börse am Schottenring, das ist ja nur ein Katzensprung von hier. Und schwärmen von der neuen Zeit. Jeden Tag ist er im City g'sessen, immer auf demselben Platz«, Marie wagt einen kurzen Blick auf den verwaisten, blutbespritzten Sessel und wendet sich erschauernd ab, »und hat sein Loblied auf die Technik g'sungen. ›Wir leben mitten in der Zukunft, Fräulein Mizzi!«, hat er immer ganz begeistert gerufen. ›Die Industrie und die Elektrik, die Maschinen und die Medizin! Ein einziger Segen, ein Aufbruch des Geistes! Wer jetzt abseits steht, der versäumt sein Leben! Und dann hat er ganz andächtig gelauscht, wenn wieder die Elekt-

rische vorbeigedonnert ist ...« Marie hält inne und ringt seufzend die Hände. »Aber dem Sopherl, seiner Tochter, war die Technik zu viel. Der Lärm, der Trubel, der ganze Verkehr. War ja erst sieben, das arme Kind. Und justament ist sie dem Fortschritt dann zum Opfer g'fallen. Kurz nachdem die Mosers bei uns im Haus ein'zogen sind, ist die Sophie in die Straßenbahn g'rennt. Eine furchtbare G'schicht. Beide Beine gebrochen, ein Jammer. Im Spital haben sie's damals zusammengeflickt, erfolgreich, wie die Herren Doktoren stolz behauptet haben. Aber gehen hat sie trotzdem nimmer können, die Sophie. Bis heute nicht. Die Ärzte haben g'sagt, sie will ganz einfach nimmer laufen, und dass es was Seelisches ist ...«

»Was Seelisches, aha«, brummt Strotzka. »Und die Gattin vom Moser?«

Marie tritt einen Schritt näher. Mit einem nun doch etwas neckischen Augenaufschlag (es liegt ihr halt im Blut) raunt sie Strotzka verschwörerisch zu: »Die Moserin hat ihn dafür gehasst. Die ist halt so eine ... Gestrige, wissen S'? Eine ewige Landpomeranzen, eine Kerzelschluckerin und Herrgottschleckerin ... Mein Gott!«, Marie schrickt auf und schlägt die Hände vor den Mund. »Da kommt s' ja, die Alte ...«

Über das Pflaster der Servitengasse rumpelt ein hölzerner Rollstuhl, in dem ein blasses Mädchen sitzt. Dahinter geht eine magere, schwarz gekleidete Frau.

»Kollmann!«, zischt Strotzka. »Schnell, für die Leich' was zum Zudecken!«

»Ja, aber ... Was soll ich denn jetzt in der G'schwinden ...«

»Ein Tischtuch, wenn's d' holst, oder besser gleich zwei!«

Kollmann setzt sich fügsam in Bewegung, doch er kommt nicht weit: Ein kurzes, hässliches Knirschen und er stürzt mit rudernden Armen zu Boden.

»Sakra! Mein Haxen!« Kollmann reibt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den linken Knöchel. Beugt sich dann zur Seite und klaubt etwas Kleines, Glitzerndes aus dem Straßenstaub. Es ist eine hellblaue, gläserne Murmel.

»Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen ... Nicht hinschauen, mein Kind, nur nicht hinschauen. Der Papa hat's gut jetzt. Der ist ... bei den Engerln.« Die kleine Frau bekreuzigt sich zum dritten Mal und schiebt den Rollstuhl auf das Haustor zu.

»Frau Moser, entschuldigen S', dürften wir kurz ...« Verstört blickt Strotzka der Moserin nach.

»Ich sag's ja. Nicht eine einzige Träne.« Marie verschränkt die Arme vor der Brust und schüttelt den Kopf, während Strotzka und Kollmann der Frau in den Hausflur folgen.

»So warten S' doch! Wir müssen mit Ihnen ... Frau Moser!«

Mit einem heftigen Ruck setzt sich der Aufzug in Bewegung. Ein rhythmisches Klopfen hallt jetzt durchs Stiegenhaus: Die Moserin und ihr behindertes Kind entschwinden langsam nach oben. Ohne ein weiteres Wort hastet Strotzka die Treppen hinauf, nimmt zügig zwei Stufen auf einmal. Kollege Kollmann hinkt hinterher.

»Was tät man ohne die moderne Technik, nicht wahr?« Sie wuchtet den Rollstuhl aus dem Fahrkorb und schließt das Gitter hinter sich. »Man müsste glatt zu Fuß da herauf.« Sie schiebt den Rollstuhl an Strotzka vorbei, zieht einen Schlüsselbund aus ihrer Tasche und öffnet die schwere Kassetentür am Ende des Ganges. »Ohne die Technik bräuchte man aber erst gar nicht in den dritten Stock herauf. Dann wär man im Wald draußen, in der Natur, und könnt noch laufen mit gesunden Beinen.« Die Moserin wirft einen verächtlichen Blick zur Treppe

hin, wo der lädierte Kollmann eben um die Ecke keucht, und betritt ihre Wohnung. »Na, was ist jetzt, die Herren? So kommen S' halt weiter ...«

»Unser Kaiser weiß schon, wo dem Menschen seine Grenzen sind. Der mag den Dreck nämlich auch nicht, den Strom und die Automobile, den Lärm und den ganzen Gestank und die Unzucht, die uns alle überrollt wie eine Pest. Machen kann er trotzdem nichts dagegen, dass die Welt aus den Fugen gerät, und das, obwohl er Kaiser ist. Drüben an der Alten Donau tun s' jetzt nackt baden, Männer und Frauen, alle durcheinander wie die Schweine. Und alles ganz gesetzlich, nicht wahr, meine Herren?« Die Moserin dreht sich zur Seite und spuckt aus. »Es ist mir wurscht, ob Sie sich wundern über mich: Die trauernde Witwe werden S' bei mir nicht finden. Und eine Mörderin schon gar nicht: Wir waren in der Kirche, meine Tochter und ich. Wenn einer derweil eine Flasche beim Fenster hinausg'schmissen hat, dann muss es der Herrgott g'wesen sein. Gerechte Strafe, sag ich nur ... Warum? Weil uns mein Mann – Gott hab ihn selig – ruiniert hat.« Sie lehnt sich zurück, hebt den Kopf und starrt Strotzka herausfordernd an. »Wissen S', was er machen wollt mit der Sophie, nachdem s' nimmer laufen hat können?

Zu diesem ... diesem Quacksalber wollt er sie bringen! Na, zu diesem sogenannten Seelendoktor, in der Berggasse gleich um die Ecke.«

»Doktor Freud?«, mischt Kollmann sich ein.

»Ganz recht, so heißt er. Ein gottloser Ketzer, was man so hört. Ein durch und durch verkommenes Subjekt. ›Du wirst mir den Teufel nicht mit dem Beelzebub austreiben!«, hab ich also zum Alois gesagt. ›Erst machst du unsere Tochter zum Krüppel und als Draufgab' willst du sie noch von dem schmutzigen Juden verderben lassen! Und alles im Zeichen der Modernität!« Dann hab ich das Kind gepackt und bin hinüber zur Servitenkirche, in die Kapelle vom heiligen Peregrin. Wenn einer dem Sopherl helfen kann, ist es der Peregrin: Der ist auf die Füße spezialisiert und hat schon viele kranke Leut' geheilt ...«

»Die Mama hat recht«, lässt sich nun erstmals auch die kleine Sophie vernehmen. Sie sitzt – ein wenig abgewandt – in ihrem Rollstuhl und blickt mit ernster Miene aus dem Fenster. »Ich will nicht zum Juden. Seit ich zum heiligen Peregrin bete, geht's mir schon viel besser ... Mama?«

»Ja, was denn, Kind?«

»Können wir wieder nach Haus? Wo der Papa doch jetzt bei den Engerln ist?«

»Ja, Sophie. Gleich morgen fahren wir.«

Ein Lächeln erhellt das schmale Gesicht des Mädchens.

»Darf ich jetzt in mein Zimmer, Mama?«

»Ich bring sie schon.« Kollmann erhebt sich, hinkt durch den Raum und tritt an den Rollstuhl.

»Wo ist denn dein Zimmer?«

»Da drüben.«

In diesem Moment setzt das Erdbeben ein. Ein leises Klirren des Lusters zunächst, dann ein tiefes, heiseres Grollen, das bald schon die Möbel erzittern lässt. Strotzkas Kaffeetasse wandert langsam über den Tisch.

»Keine Angst, meine Herren«, meint die Mose-rin ruhig. »Das ist nur die Elektrische.«

»Und du bist wirklich sicher?«

»Völlig sicher. Schau, was ich bei der Kleinen am Fensterbrett g'funden hab ...« Kollmann bleibt stehen und hält Strotzka die geöffnete Hand hin. Zwei kleine, glitzernde Kugeln liegen darin. Blassblaue, gläserne Murmeln. »Wenn sich schon die Kaffeehäferln auf Wanderschaft begeben, dann kannst dir vorstellen, was die Straßenbahn mit einem vollen Doppler auf Glasschussern macht ...«

»Den Teufel mit dem Beelzebub austreiben«, gibt Strotzka leise zurück.

»Und jetzt? Was sollen wir tun?«

»Am besten gar nix. Es war halt ein saublöder Unfall. Der Moser hat den Wein ins offene Fenster g'stellt. Aber dann hat er Lust auf ein Bier gekriegt und sich in den Schanigarten g'setzt.«

Sie treten schweigend auf die Fahrbahn und überqueren die Kreuzung. Kollmann ächzt, sein Knöchel scheint ihm starke Schmerzen zu bereiten.

»Weißt du, was ich nicht versteh?«, fragt Strotzka, als sie auf der anderen Seite sind. »Wie ist die Kleine da hinaufgekommen? Aufs Fensterbrettel, mein ich ...«

Kollmann hebt noch einmal den Kopf und mustert die Häuserfront über dem City, aber im dritten Stock sind jetzt alle Fenster geschlossen. »Ich weiß nicht«, sagt er dann. »Vielleicht ... Nein, nichts vielleicht. Ich weiß es nicht.«

Sie stehen im Herzen des Alsergrunds, am Scheideweg einer kleinen, sich wandelnden Welt, die ein Abbild der großen ist. Links steigt die Berggasse steil und gerade zum Himmel an, rechts führt die enge Servitengasse auf den idyllischen Kirchplatz zu.

»Was machst du jetzt mit deinem Haxen? Den solltest du dir anschauen lassen, aber g'schwind.«

»Ja ... Wahrscheinlich hast du recht. Das sollte ich tun.«

Kollmann nickt Strotzka nachdenklich zu, salutierte – ganz nach Vorschrift – und wendet sich – immer noch grübelnd – nach rechts. Im kühlen Schatten der Bäume hinkt er zum heiligen Peregrin hin.